



13. Dezember 2024

Sie strickt und strickt und strickt:

## Die schweigende „Maman“ der Sylvie Schenk Short-List-Autorin liest in der Wassenberger Bücherkiste

Wenn man eine Mutter hat, die nur mit Babys und mit Wäsche spricht, dann ist es vielleicht keine Frage, ob man sich eine andere Mutter wünscht, z.B. eine, die anregende Dialoge mit einem führt, es sei denn, man recherchiert, wer sie wirklich war. Das hat Sylvie Schenk, die deutsch-französische Autorin, die mit ihrem Werk auf der Short-List des deutschen Buchpreises landete, mit „stiller Wortgewalt“, so ihr Juror, versucht und herausgekommen ist dabei das Buch „Maman“, das tiefe Einblicke in ihre Familiengeschichte erlaubt.

Im gefüllten Naturparktor las die Stolberger Autorin – unterstützt von dem Jazz-Saxophonisten Heribert Leuchter aus Aachen – aus ihren jüngst prämierten Werk und rührte dabei so manch einen Zuhörer zutiefst.

Das Schweigen von „Maman“, hat einen Grund, sie wurde im Ersten Weltkrieg als drittes Kind einer Prostituierten geboren, die eine Stunde später starb, „als Sünderin“, wie die Hebamme ungnädig feststellte und gleich den armen Bastard hinterherwünschte. „Maman“ kam zu neuen Eltern, die sich heftig um die richtige Erziehung (streng oder laissez-faire) stritten und erlebte in der Schule, dass man ihr boshafte dumme Fragen stellte, wie zum Beispiel die nach ihrer richtigen Mutter. „Die Bosheit hat noch Milchzähne“, kommentiert Schenk das Verhalten der Mitschüler\*innen und Heribert Leuchter findet die zickigsten Töne zu alle diesem Mobbing und imitiert auch überzeugend das Todesröcheln der Mutter von „Maman“.

„Maman“ findet später keine Worte für ihre Kinder, sie lenkt sich mit Haushaltsroutinen ab, sie strickt und strickt und strickt und zählt die Maschen, statt mit ihnen zu reden. Einmal, beim Frühstück im Lyoner Chalet, wo die Ich-Erzählerin ihre Studienzeit verbringt, entdeckt sie, dass ihre Mutter auch lächeln kann. Die Mutter erinnert sich an einen Traum, in dem sie meterhohen Schnee schaufelt, ganz allein. Das Lächeln bleibt äußerlich. Maman verschließt das kleine Tor in ihre Vergangenheit sofort wieder mit einem verärgerten Hinweis an ihre Tochter, dass sie den Honig nicht vom Löffel essen solle. Wichtiger als Nähe ist die Etikette.

Als ihr Sohn sich von einer Frau ihres Teekränzchens verführen lässt und nur deshalb als Jugendlicher an dieser Veranstaltung für reifere Damen regelmäßig teilnimmt, bemerkt sie diesen Umstand in ihrer Weltfremdheit nicht oder will ihn nicht bemerken. Da ist etwas, das ihre Seele in den ersten sechs Jahren zum Schweigen gebracht hat, mutmaßt die Ich-Erzählerin. Es gibt nichts zum Lachen im Leben von Maman, sie kann aus der Fülle, die sie umgibt, nichts machen, anders als der Vater, der aus Nichts etwas Unterhaltsames zaubern kann, wie aus der dünnen Papier-Verpackung einer Orange, die er anzündet und zur Zimmerdecke schweben lässt. In dieser einen Sekunde, die ihr unverdient eine heile Familie schenkt, schafft Maman es einmal wirklich zu lächeln.

Das Leben, diese ganze Chose, diese Menge an Unsagbarem ist es, woraus sich Maman zu retten versucht, zum Beispiel mit Stricken oder mit dem massenhaften Gebrauch von Taschentüchern, die sie überall in ihrer Kleidung verstopft, und womit sie die Neugier ihrer schriftstellerisch veranlagten Tochter provoziert.

So wie man Chaplin an der Melone erkennt und Merkel am Blazer, so ist Maman, stellt Schenk abschließend lächelnd fest, eine Taschentuchfrau. Viel mehr ist über sie nicht zu sagen. Aber wie der Vater der Ich-Erzählerin, so schafft es auch Sylvie Schenk, aus dem Nichts ganz viel hervorzuzaubern.

Der lang anhaltende Applaus und der gute Abverkauf ihrer signierten Bücher belohnten die 79-jährige Autorin am Ende für ihr hervorragendes Werk ebenso wie den Jazz-Musiker Heribert Leuchter für seine einfühlsame Interpretation des Textes.